

Albert Merz im KunstKubusCham (28. August 2020)

«Künstler ist einer, der aus einer Lösung ein Rätsel machen kann», sagt der Wiener Schriftsteller Karl Kraus (1874-1936), bekannt für seinen beissenden Witz. Doch der Kunst gegenüber ist der Österreicher gnädiger als im Vergleich gegenüber der Presse, die er, in Anlehnung an die Canaille, den Pöbel, nur die Journaille nennt. «Kunst ist, was Welt wird, nicht was Welt ist», sagt Kraus auch schön. Oder: «Kunst ist etwas, was so klar ist, dass es niemand versteht.»

«Klare Bilder voller Geheimnisse, ist das ein Paradox?», fragt der Künstler, dessen Bilder hier im KunstKubusCham zu sehen sind. Er nennt sie auch Lebenszeichen und räumt ein, dass sie für ihn mitunter einen therapeutischen Aspekt haben, dass sie ihm helfen, das Leben zu verarbeiten. Nicht dass Albert Merz, was seine Person betrifft, eine Therapie nötig hätte.

In Unterägeri als Einzelkind eines kreativen, handwerklich versierten Vaters und einer fleissigen, pragmatischen Mutter aufgewachsen und gefördert, ist für ihn die spätere Laufbahn, allen Weggabelungen zum Trotz, schon relativ früh wie vorgezeichnet. Ein Rebell oder ein Provokateur ist er laut eigenem Bekunden nie gewesen, eher der Harmonie verpflichtet, was sich, meint er, vielleicht auch in seinen Bildern niederschlägt. Entscheiden aber muss das der Betrachter.

Albert Merz ist, wie er einräumt, als Künstler «ein absoluter Spätzünder». Er ist erst Lehrer, schreibt zwischenzeitlich, arbeitet am Theater, studiert an der Schule für Gestaltung in Luzern und unterrichtet als Zeichenlehrer, bis er merkt, dass er Kunst nicht vermitteln, sondern selbst machen will. Beides, das Geben und das Nehmen, lässt sich seiner Ansicht nach nicht vereinbaren. Denn wer beides will, meint er, dem mangelt es an Biss, an Kreativität, an Unkonventionellem.

Folglich bricht Albert Merz 38-jährig auf, ins selbstgewählte Exil, will fremd sein, will selbst Verantwortung tragen. Will nicht mehr bleiben, wo ihm alles zu klein, zu begrenzt vorkommt. Zur Wahl steht Rom oder Berlin. Rom, findet er, hätte gut zu ihm gepasst, das Südliche, das Warme, das Erotische. Doch er will ernsthaft arbeiten, entscheidet sich für den bodenständigen Norden und gegen den sinnenfreudigen Süden. Er fährt 1980 nach Berlin, in die geteilte Grossstadt, die damals, ein knappes Jahrzehnt vor der Wende, ein Biotop und Zufluchtsort für Aussteiger, Andersdenkende und Künstler ist.

In Berlin besucht Albert Merz nach bestandener Aufnahmeprüfung die Hochschule der Künste, wo er in deren Werkstätten studiert und viel lernt, auch in Sachen Technik. Er findet eine erste Galerie, die Galerie Lietzow, findet mit seinen Bildern Beachtung und findet weitere Galerien, auch ausserhalb Deutschlands, etwa in Frankreich, in Dänemark oder in der alten Heimat: zuerst in Walchwil die Galerie Marianne de Fluiter, dann in Zug die Galerie Kolin von Beat O. Iten und schliesslich die Galerie Carla Renggli, wo er heute noch ist und nächstes Jahr wieder ausstellt. Und er findet Aufnahme in renommierten Kollektionen und bei engagierten Sammlern.

Es folgen Ausstellungen in Museen im In- und Ausland sowie mehrere Auszeichnungen, unter ihnen 1986 ein Stipendium am Instituto Svizzero in Rom oder 1997 ein Werkjahr der Kulturstiftung Landis & Gyr in London, beide Jahre wertvolle Erfahrungen für den Künstler.

Doch Albert Merz ist Berlin geblieben, als «urbanisiertes Landei», wie der Unterägerer selbst ironisch sagt. Natürlich immer wieder mit Abstechern in die Schweiz, nicht zuletzt, um im Auftrag von Institutionen Kunst am Bau zu realisieren. So zum Beispiel in Zug in der Stadtbibliothek, im Verwaltungszentrum an der Aa und im Wohnheim Maihof, in der Chamer Gemeindebibliothek, in der Baarer Waldmannshalle und im Unterägerer Gemeindehaus, im Wohnheim Euw und in der neuen Ägerihalle.

In Berlin, sagt Albert Merz über seine öffentlichen Kunstwerke, habe er gelernt, auch gross zu malen. Und an den Objekten selbst, am Bau, Vorstellungen in die Praxis umzusetzen, dank besonderer Techniken und Verfahren. Im Übrigen ist der einst junge Wilde ruhiger und sein Tagesablauf geordneter geworden: am Morgen im Büro, administrativ und am PC, am Nachmittag im Atelier, am Malen, häufig an mehreren Bildern gleichzeitig, mit Werken russischer Komponisten als Begleitmusik. Gelegentlich überkommt ihn auch die Lust, mit den Händen zu arbeiten, kleine Plastiken zu formen, aus Lehm oder Blech.

Malen und Zeichnen ist für Albert Merz stet ein Erkenntnisprozess gewesen, ein Weg herauszufinden, was hinter den Dingen steckt. Daher rührt auch sein Interesse an C.G. Jung und dessen Archetypen, seine Auseinandersetzung mit der Alchemie und deren Symbolen, seine Suche, in die Moderne versetzt, nach dem Heiligen Gral, nach dem Sinn des Lebens. Seit jeher hat er sich für Mythen interessiert, anfänglich vor allem für den Mythos des «Sennetunschti», für das Motiv vom Urweib, von der Urfrau, der Urmutter.

Albert Merz sagt von seinen Bildern, sie seien nicht Ausdruck von Protest oder Revolution, sondern sie hätten in erster Linie einen ästhetischen Aspekt, seien Ausdruck seines Bedürfnisses nach Ausgleich und Harmonie. Seine Werke sind heute nicht mehr so spontan oder so wild, wie sie einst waren, dafür sind sie genauer und präziser, weniger privat, dafür allgemeingültiger.

Auch sei sein Frustrpotenzial im Laufe der Zeit gewachsen, räumt der Künstler ein. Lieber überschlafe er heute eine Nacht, statt ein Bild impulsiv kaputt zu machen. Und was ist geblieben? Die Qual des Anfangs, der Horror vacui, eine Unzufriedenheit, die ihn antreibt: «Früher habe ich nichts geplant. Weisse Leinwand, angefangen. Das lief einfach. Und klar, haben sich einige Motive wiederholt. So habe ich sie auch weiterentwickelt. Die Motive sind ja Lebensmotive. Sie haben einen Grund, warum sie bei dir sind, warum du sie zeichnen und gestalten willst. Und da ich sehr stark symbolisch arbeite, werden diese Motive mich begleiten, bis sie ihre Bedeutung für mich verloren haben.».

Seine Malerei sei grafischer geworden, sagt Albert Merz, der sich nicht eigentlich als Maler versteht: «Ich bin eigentlich Zeichner, der auf malerischen Gründen oder farbigen Gründen zeichnet. Ich bin kein echter Maler. Ich mache keine Peinture. Ich bin mehr vom Grafischen, Zeichnerischen her bestimmt.» Anders als zu Beginn seiner Karriere, als er in Berlin noch mit dem Skizzenblock unterwegs war, benutzt er dieses Instrument heute nur noch selten. Lieber arbeitet er mit dem Tablet und am PC, mit dessen Hilfe er an Bildern tüftelt, sie ändert oder verwirft.

Früher, erzählt Albert Merz, sei er anders an seine Bilder herangegangen, habe er gewusst, welche Grundfarbe er machen oder was für Details er einfügen wolle. Er habe damals eine Technik gehabt, die ihm das, instinktiv, erlaubte: die Kohle, auf einen farbigen Hintergrund

aufgetragen: «Die Kohle kannst du wegwischen und es entsteht eine malerische, geschichtete Zeichnung. Aber das war gar nicht meine Absicht. Das war ein Resultat. Das ist eigentlich zeichnerisch malen.»

Doch bei Albert Merz ist nach Jahren die Sehnsucht nach Einfachheit aufgekommen: «Ich habe angefangen zu reduzieren, und plötzlich war die Kohle weg. (...) Seltsam, diese emotionale Geschichte mit der Technik. Technik ist nicht nur Selbstwert. Technik hat auch eine Bedeutung oder eine Aussage. (...) Sie kann selber eine Mitteilung sein.» In der Folge hat er begonnen, angemischte Farben in Plastikfläschchen abzufüllen und mit diesen Fläschchen, deren Hälse er unterschiedlich nah der Spitze köpft, zu zeichnen: «Aber der Strich muss sitzen.» Auch der Bleistift ist als Technik wieder im Gebrauch.

Dabei ist die Schaffenskraft des Künstlers ungebrochen, was nicht nur Vorteile hat. «Ich male mich zu», sagt Albert Merz und überlegt sich, was künftig aus seinem Nachlass werden soll – eine Sorge, die etliche seiner Zeitgenossen plagt. Viele Optionen gibt es nicht, und selbst im Falle einer Lösung stellt sich die Frage nach deren Nachhaltigkeit. Eine Lösung, zwar nicht ideal, ist es allenfalls, bestimmte Bilder gezielt zu belassen und andere zu übermalen. Werke vernichten oder auf dem Müll entsorgen, wie Künstler das auch schon getan haben, mag er nicht.

Die Journalistin Elfi Kreis, mit der Berliner Kunstszene eng vertraut, schreibt im Presstext der Ausstellung «Albert Merz – Farbwechsel», der Künstler gebe in der konzentrierten Zeichensprache seiner Malerei täglich aufs Neue eine überzeugende Antwort, die immer wieder für Überraschungen gut sei: «Besucher seiner Ausstellung tauchen ein in einen Strom von Bildern, die sowohl abstrakt als auch der gegenständlichen Welt vielfach alltäglicher Dinge verpflichtet sind. Arbeiten im Wechsel von Mikrokosmos und Makrokosmologie, zeitgenössisch und archaisch zugleich.»

In den Kompositionen von Albert Merz, so Elfi Kreis, kehre ein über Jahre gewachsenes Grundvokabular in verblüffend wandelbaren Konstellationen wieder – wie Motive in der Musik, aus denen eine Vielzahl ganz neuartiger Stücke entsteht: «Die Malerei des schon seit vielen Jahr in Berlin lebenden Schweizers kennzeichnet eine schwebende Leichtigkeit, die trotz all ihrer vordergründigen Einfachheit und vermeintlichen Spröde mystisch verschlüsselt daherkommt und neben ihrer lebensfrohen Sinnlichkeit jede Menge intellektuellen Tiefgang transportiert. In ihrem weitgefassten Spektrum möglicher Bedeutungen erscheint sie vielschichtig wie ein Traum.»

Quellen:

www.albert-merz-berlin.de

www.sikart.de

www.singulart.com

de.wikipedia.org/wiki/Albert_Merz

www.youtube.com/watch?v=tYMbWLKf3oA

<https://www.wiiterverzelle.ch/portfolio/albert-merz>

«Albert Merz – Das geteilte Bild», Werkkatalog, Edition Mäder Basel/Kunstmuseum Ahlen, 160 Seiten.